Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Noel.)

(11. Fortsetzung.)

Die Gusti hatte auf dem ganzen Wege unaufhörlich ihr Entzücken über das rasche, fesche Fahren kundgegeben; das Glück strahlte ihr förmlich vom Gesichte, während die Agnes gar nicht dergleichen tat, sondern sich so anstellte, als sei es ihr etwas Gewöhnliches, in einem eleganten Fiaker auszufahren. Und er konnte sich doch sehr gut denken, daß es ihr, außer etwa bei einer Hochzeit oder einem Begräbnis, noch nie geschehen war, im Fiaker zu fahren.

Und jetzt wieder, als man sich an einem Tisch auf der Terrasse des Kurhauses niederließ, um da die Jause einzunehmen! Die die Gusti sich freute mit ihrem Gefrorenen, und daß sie dazu so viel Waffeln und Hohlhippen essen konnte, wie sie wollte! .... Man zeigt sich doppelt gern spendabel, wenn der Bewirtete alles so freudig aufnimmt.

Aber die Agnes machte ein so blasiertes Gesicht, als sei ihr das das Gewöhnteste von der Welt. Ja, es schien sogar, als finde sie das Eis hier gar nicht gut, und sie nahm kaum etwas Gebäck dazu. Ziererei, nun, die konnte er nicht ausstehen.

Die Geschichte wiederholte sich, wenn Traumichel Geschenke brachte. Die Gusti bekam doch nur, was so nebenher abfiel, und doch freute sie sich wie ein Kind, während Agnes ihr weit bedeutenderes Geschenk mit einer gewissen Herablassung empfing und niemals verriet, ob es ihr Freude bereitete oder nicht.

Das verdroß ihn. Denn was der Geber vom Schenken hat, das ist ja nur die Freude des Beschenkten, die ihm wieder Freude macht, und wie sollte er sich freuen, wenn alles, was er der Agnes brachte, wie in einen Brunnen fiel?

Das junge Mädchen fühlte wohl, daß ihre Art nicht die richtige sei, wenigstens für Traumichel nicht. Aber sie konnte einfach nicht anders, und das Getue, das die Gusti mit allem machte, was Traumichel aus den Taschen zog, war ihr in der Seele zuwider. Es schien ihr unwürdig und läppisch. Aber für Traumichel war es das entsprechendste, und wenn er es ihr auch noch nicht geradezu sagte, so konnte sie es doch mehr als einmal in dem Blicke lesen, mit dem er sie bei solchen Gelegenheiten ansah:

„Siehst du? Warum bist du denn so?"

„Besuchen Sie mich einmal gelegentlich", hatte Professor Hinterholzer gesagt, als er Christian in einem Hofe des Krankenhauses begegnete. Er hatte unter den Professoren im Allgemeinen Krankenhause einen Freund, den er manchmal auf seiner Klinik besuchte. So war er dahin gekommen.

„Ich muß Sie doch meiner Frau zeigen. Denn ich hab' ihr erzählt, daß Sie unserm Schorschl ähnlich sehen, und sie möchte sich gern durch den Augenschein davon überzeugen."

Also mußte sich Christian wohl oder übel entschließen, bei dem Professor Besuch abzustatten, ehe seine Frau nach Aussee verreiste.

Es war ein trüber Regentag, als Christian gegen die Abenddämmerung zu an dem Tor des von Hinterholzer bewohnten Hauses läutete, worauf

Diener in einer blauen Uniform
öffnete, ihm die Gummischuhe,
und Regenschirm abnahm und
dann zu der Türe des im Erdgeschoß gelegenen Studierzimmers des Professors führte.

Hinterholzer, der lesend in einem jener modernen Ungeheuer von Lederfauteuils mit niederer, breitgepolsterte Lehne gesessen hatte, wie sie jetzt beinahe in keinem Herrenzimmer fehlen, legte das Buch weg, das er noch in Händen hielt, und kam Christian entgegen.

„Das ist schön, daß Sie da sind!" sagte er gemütlich. „Eine Weile bleiben Sie bei mir, dann bringe ich Sie zu meiner Frau. Die Jours sind schon sehr schlecht besucht, und Sie werden nicht viel Leute oben finden."

„Desto besser!" sagte Christian heiter.

„Wie? Sind Sie gesellschaftsscheu?"

„Man wird es bei den Büchern.... Wenn man das Bewußtsein hat, gar nichts in die Gesellschaft mitzubringen."

„Es wird doch immerhin noch etwas mehr sein, als die Leute gewöhnlich mitbringen. Und gerade, weil Sie nicht die Gewohnheit haben! Ein Arzt muß mit Menschen verkehren können.... Na, wie steht's? Wann kommt denn endlich die Ernennung?"

„Nicht vor dem Herbst. Ich weiß es jetzt schon ganz genau."

„Na gut, da sind Sie im Sommer noch frei. Trachten Sie, einen Vorrat an Kraft einzusammeln, damit Sie hernach den Anstrengungen leichter gewachsen sind .... Und was macht die unglückliche Liebe? Kennen Sie das beste Mittel dagegen? Eine glückliche!"

„Herr Professor, bei mir ist jedes Gegenmittel ausgeschlossen!"

„Was? Sie gedenken einer treu zu bleiben, die nichts von Ihnen wissen will?"

„Ich gedenke es nicht, aber ich weiß, daß jeder Einfluß sich bei mir aussichtslos erweisen wird."

„Mein Lieber, das glaubt man so in der ersten Zeit. Wenn es aber dabei bleiben sollte, so müßten Sie aus ganz anderem Stoffe geschaffen sein, als die Männer, die ich sonst zu kennen Gelegenheit hatte", sagte der Professor, sarkastisch lachend. „Wissen Sie was? Jetzt gehen wir hinauf."

Christian folgte dem alten Herrn über die teppichbelegte schmale Treppe in den ersten Stock hinauf.

Man trat in ein nach dem Hof liegendes tiefes und großes Gemach mit dunkler, gediegener Einrichtung, das Boudoir der Professorin, welches nach vorn mit einem sehr licht gehaltenen, eleganten Damensalon in Verbindung stand.

„Hier bringe ich dir Georg den Zweiten", sagte der Professor zu seiner Frau, die mit einer anderen Dame am Kamin saß, der aber ein bloßes Dekorationsstück war, da das Haus Zentralheizung hatte.

Die Professorin, eine volle, matronenhafte Frau mit dichtem, grauem Scheitel, höchst einfach, dunkel gekleidet, ebenso einfach in Sprache und Wesen, aber etwas kühl, bewillkommnete Christian, ohne besonderes Interesse für ihn zu zeigen.

Wie ihr Mann es vorausgesagt, versicherte sie, sie könne keine Aehnlichkeit mit ihrem Sohne finden.

Aber die andere Dame, eine Landesgerichtsrätin, widersprach lebhaft: „O doch! Der Herr Doktor sieht dem lieben Georg wirklich ähnlich! Finden Sie nicht, Herr Doktor?"

Der junge Mann, den sie zum Zeugen herbeirief, war sehr lang aufgeschossen und trug den Oberkörper stark nach vorn überhängend. Mit seiner hohen, aber schmalen Stirn, einer wulstigen Unterlippe und einem sehr zurücktretenden Kinn war er gerade nicht ein Musterbild an Schönheit.

„Was? Dem Georg?" fragte er, hastig herbeikommend. „Ja, es ist so etwas. Oder doch nicht! Nein, eigentlich finde ich nicht, daß man es behaupten könnte .... Und doch wieder!"

„Du bist immer sehr entschieden in deiner Diagn.... in deinem Urteil, will ich sagen", spöttelte der Professor. „Das ist Fritz Eichler, mein Neffe, der glückliche Sanatoriumbesitzer, von dem ich Ihnen gesprochen habe", wandte sich Hinterholzer an Christian. „Dr. Randa", ergänzte er die Vorstellung.

„Gesprochen? Na, das muß schön gewesen sein", lachte Fritz Eichler etwas gezwungen, während er Christian die lange Hand entgegenstreckte. „Freut mich, Herr Kollege."

Es war Christian recht angenehm, daß Dr. Eichler ihn sofort in Beschlag nahm und ihn aus dem Bereich der Tante in einen Winkel entführte, um ihn dort auszufragen: wann er promoviert habe und was er jetzt mache, und was der verschiedenen Fragen mehr waren, so daß Christian kaum rasch genug Antwort geben konnte.

Nachdem seine Neugierde gestillt war, begann Eichler sofort von seinen Patienten im Sanatorium zu sprechen. Wie Christian später innewurde, hatte er den Ruf, ein viel größerer Dummkopf zu sein, als er in der Tat war, und so traf es sich selten, daß ihm jemand mit Ernst und Aufmerksamkeit zuhörte.

Da sonst nur wenige Menschen anwesend waren, kam Christian dem jungen Berufskollegen kaum mehr aus, und schon nach einer halben Stunde faßte Eichler ein so großes Zutrauen zu Christian, daß er ihm den schwachen Punkt seiner Rüstung zeigte und ihm gestand, es mache ihm unendliche Schwierigkeiten, die Diagnose zu stellen.

„Gewöhnlich ist sie richtig", klagte er, „aber das ist es eben, daß ich dessen nie sicher bin. Der Onkel lacht mich deshalb aus, da gibt's nichts zu lachen. Der Grund meiner Unsicherheit liegt nicht in geringem Wissen oder in einem schlechten Blick, indem ich ja das Richtige treffe, sondern in einer — ich möchte sagen — zu großen Gewissenhaftigkeit, die mir immer zuflüstert: „Vielleicht ist's doch nicht so ...." Ein verteufelter Zustand! Kennen Sie das auch, Herr Kollege?"

„Ich habe noch wenig Gelegenheit gehabt, selbständige Diagnosen zu stellen", entgegnete Christian lächelnd, „aber ich möchte doch behaupten, daß ich an einer solchen Unsicherheit nicht leide .... Und das wird sich wohl mit der Zeit geben .... Wenn Sie oft genug gefunden haben, daß Ihre Diagnosen richtig waren, wird sich kein Zweifel mehr einstellen."

„Leider ist es bei mir immer noch wie am ersten Tage", seufzte Eichler. „Ich halte mir eigens deshalb einen Assistenzarzt, um immer jemanden zu haben, der mir meine Diagnosen bestätigt."

Wegen der Aufrichtigkeit, mit der Christian ins Vertrauen gezogen wurde, fühlte er sogar eine gewisse Sympathie für dieses reiche Muttersöhnchen, dem so viel im Leben zuteil geworden war, aber nicht das Vertrauen auf sich selbst. Es berührte ihn daher beinahe unangenehm, als später Hinterholzer sich über den Neffen lustig machte.

„Wenn er glücklich herausgebracht hat, daß es Scharlach ist, fängt er wieder an, sich den Kopf zu zerbrechen, ob es nicht Masern sein könnten, und so fort .... Na, zum Glück fehlt den Leuten gewöhnlich nichts, die in seine Klauen fallen", schloß er lachend.

Daß Eichler ihm so seine Achillesferse verraten hatte, bewahrte Christian davor, den jungen Mann zu beneiden, dem es erspart geblieben war, sich mühsam einen Wirkungskreis zu suchen, während er selbst noch Jahre brauchen würde, bis er eine Stätte fand, wo er seine Kräfte ausnützen konnte.....

Er befand sich in einer fortwährenden Verstimmung, gegen die er sich nicht zu helfen vermochte und die schließlich auch nur begreiflich war.

Beinahe noch verstimmter zeigte sich Martin, wenn er den Freund besuchen kam. Bei ihm war es ein körperliches Uebelbefinden, das auf den Geist drückte. Der Winter hatte ihm hart zugesetzt, und er fühlte sich in einem Zustand, in dem man sich nicht als Kranker betrachten kann, aber auch nicht gesund ist.

Auch er hatte die Aussicht, im Herbst oder im Winter Sekundararzt zu werden. Die Frage war nur, ob seine Gesundheit dem Spitalsdienst gewachsen sein würde.

„Das wäre doch zu bunt", sagte er, „wenn dann die Ernennung käme, und ich wäre nicht imstande, das Amt auf mich zu nehmen. Ich weiß wirklich nicht, was ich habe, aber gut steht's nicht mit mir."

„Jetzt im Sommer mußt du schauen, dich zu erholen", sagte Christian. „Ich weiß nicht, warum du so gedrückt bist .... Jetzt herrscht doch wohl bei euch Freude und Jubel?"

„Bei den Frauenzimmern, jawohl!" entgegnete Martin. „Aber der Papa und ich jubilieren nicht."

„Die Agnes heiratet bald?"

Martin warf einen flüchtigen Blick auf den Freund.

„Erst im August. Er muß vorher sein Schloß herrichten lassen. Die Heirat liegt mir auch im Magen. Man kann ja dem Menschen weiter nichts vorwerfen, als daß er es selbst ist. Aber mir ist's genug. Wenn man sie neben ihm sieht! .... Es ist zum Schreien! Es war immer mein Gedanke, daß ihr ein Paar werden solltet, und ich kann es nicht vertragen, daß sie sich den Banausen ausgesucht hat, den Bierphilister. Na, es ist ihr Wille so, und wenn du dich fügen mußt, muß ich's erst recht. Vergiß sie, Randa, vergiß sie! Sie verdient es nicht besser. Wenn irgend möglich, gib ihr eine Nachfolgerin, das ist das beste Heilmittel."

Christian dachte an Hinterholzers Worte, aber er schwieg achselzuckend.

„Zur Hochzeit brauchst du gar nicht in Wien zu sein, du kannst doch gewiß Urlaub kriegen .... Mach' eine Sommerreise."

Christian rieb bedeutungsvoll Daumen und Zeigefinger aneinander:

„Aber fort gehe ich dennoch. Ich erwirke mir einen vier- bis sechswöchigen Urlaub und fahre nach Girschek, um den Onkel zu besuchen.... Im Grunde mag ich ihn nicht, und er ist noch immer unzufrieden, daß ich nicht Jus studiert habe. Gut gewesen ist er nie zu mir, und daß er wahrscheinlich vor seinem Ende noch seine Haushälterin heiraten wird, eine unausstehliche Böhmin, das verleidet mir im vorhinein den Besuch bei ihm. Aber er ist doch mein einziger Verwandter, und ich hab' ihn lange nicht besucht .... Heuer will ich um jeden Preis für einige Zeit von Wien. So geh' ich nach Girschek .... Wenn ich zurückkomme, kann ich gleich ins Spital ziehen."

„Wenn er zurückkommt, im September", dachte Martin bei sich, „dann ist die Agnes auf der Hochzeitsreise oder sitzt schon als Schloßfrau in Trietzenbrunn; dann muß er's verwinden."

„Bevor ich fortfahre, Martin", sagte Christian, der eben dasselbe gedacht hatte, „geb' ich dir Geld, und du kaufst ihr für mich ein Hochzeitsgeschenk."

„Ja, du wirst ihr noch ein Hochzeitsgeschenk kaufen!" begehrte Martin auf. „Was fällt dir ein? Sie braucht nichts. Sie wird genug in der Wolle sitzen, und du hast es nicht so dick."

„Einerlei. Uebrigens langt es ja jetzt ganz gut. Denn wenn ich im Spital angestellt bin, hab' ich ja, was ich brauche."

„Na ja, von dem Gehalt wird man fett!" meinte Martin spöttisch.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Schlacht bei Dieuze.

(Aus dem Bericht eines verwundeten Offiziers.)

Der Hauptschlag, durch den die acht französischen Armeekorps zwischen Metz und dem Wasgenwald zurückgeworfen wurden, so daß sie dank einer rücksichtslosen Verfolgung auf ihre Hauptstützpunkte zurückflüteten, erfolgte am Donnerstag, den 20. August. Wir hatten, so berichtet unser Gewährsmann, in der Nacht vom 19. auf den 20. bei Burgaltdorf in Schützengräben gelegen, eines französischen Angriffs gewärtig. Obwohl von Zeit zu Zeit von Aufklärungsabteilungen Schüsse gewechselt wurden, gingen die Franzosen nicht vor. Da kam gegen 5½ Uhr auf unserer Seite der Befehl zum Angriff auf die französischen Stellungen westlich und östlich von Dieuze. Die Franzosen hatten eine Vorstellung am Monacker Walde nordwestlich von Vergaville. Sie wurden von unseren Truppen unter starkes Feuer genommen, das sie lebhaft erwiderten. Unter der Wucht unserer Maschinengewehre ließ das französische Gewehrfeuer indessen bald nach und unsere Leute drangen trotz der Hindernisse, die der noch stehende Hafer auf den Feldern bot, mit ungestümer Tapferkeit gegen den Feind vor, sich immer wieder zu Zügen und Kompagnien zusammenschließend und den Angriff vorwärts tragend. Während des Vorgehens fiel es auf, daß aus einigen Häuschen in den Weinbergparzellen nördlich des Monacker Waldes, die mit Verwundeten belegt sein sollten, heftiges Flankenfeuer kam. Unsere Truppen machten diesem schändlichen Treiben ein rasches Ende, erschossen die Insassen der Häuser und legten diese selbst in Trümmer. Den rechten Flügel eroberten die deutschen Truppen durch einen glänzenden Bajonettangriff. Die Franzosen kamen ins Wanken, wichen und flüchteten rennend auf ihre Hauptstellung zu. Die mit französischen Leichen dicht bedeckten Aecker legten Zeugnis davon ab, welch grause Ernte der Tod unter ihnen gehalten hat. Alles drängte auf die Hauptstellung zurück, aus der ein verdecktes mörderisches Artilleriefeuer unsere tapferen Jungen aufzuhalten suchte. Aber vergebens! Vorwärts ging es mit unwiderstehlicher Gewalt, die Höhen hinauf, und unter diesem Stoße und dem tatkräftigen deutschen Artilleriefeuer räumte der Gegner seine Hauptstellung auf der ganzen Linie. Von Vergaville bis Dieuze war die Straße gespickt mit französischen Leichen, mit Lebelgewehren und Tornistern, die die Fluchtenden weggeworfen hatten, um in ihrem Laufe unbehindert zu sein.

Auch links von uns ging das Gefecht vorwärts, der Feind flüchtete auf Dieuze zu, um von dort den Rückzug auf Luneville anzutreten. Wagenladungen französischer Patronen bedeckten den Boden. Schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung hatten wir Maulesel gefunden, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material bepackt waren, und auch in der Hauptstellung des Feindes fielen uns Batterien, darunter solche allerschwersten Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, sondern erschossen im Geschirr an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Vergaville bis Gebling war mit Rothosen bedeckt, ein Zeichen, daß dem Gegner auch auf seinem Rückzuge mörderische Verluste beigebracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und gab sich selbst den Tod. Zu Hunderten ließen sich die Franzosen gefangen nehmen und baten flehentlich um ihr Leben. Allenthalben wimmelte es von französischen Gefangenen. Wie wenig Widerstandskraft der Feind trotz seines viel gerühmten „Elans" besaß, kann mit mancher Episode bewiesen werden. Aus einem Bahnhofsgebäude z. B. haben drei Gruppen unserer Leute eine französische Besatzung von etwa hundert Mann herausgeholt. Diese eröffneten zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen das Feuer, steckten aber, als unsere Leute sich dadurch nicht abschrecken ließen und bis auf 100 Meter herangerückt waren, eine weiße Fahne heraus, um Leben und Gesundheit in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Heldenmute beseelt, der die glänzendsten Leistungen erzeugte.

In diesem Kampfe bekam man den Eindruck, es sei bei den Franzosen Methode, daß auch die Verwundeten schießen. Eine ganze Anzahl deutscher Krieger hat auf diese Weise ihr Leben gelassen, darunter der Oberst des .... Regiments. Nach diesen trüben Erfahrungen ist man auf deutscher Seite klug geworden und nimmt den französischen Verwundeten die Waffen ab, bevor man sie versorgt. Die Ambulanz arbeitet in mustergültiger Weise Hand in Hand.

* * *

Zürich, 24. August. Die „Neue Zürcher Zeitung" veröffentlicht eine Schilderung und Würdigung der Riesenschlacht in den Vogesen, die ihrem Berliner Korrespondenten von einem Reichstagsabgeordneten zugegangen ist, der seit nahezu zehn Jahren einer der Berichterstatter der Budgetkommission über den Heeresetat ist und Generalberichterstatter für das gesamte Waffenwesen der Armee. Er bezeichnet die Vogesenschlacht als die bisher gewaltigste Schlacht der Weltgeschichte. Die französische Armee hatte eine Stärke von über 400,000 Mann. Ihre Aufgabe war, gegen Straßburg unter Umgehung von Metz vorzurücken. Unterstützt wurde sie durch kleinere Vorstöße durch das Oberelsaß und über die Vogesenpässe. Drei volle Tage dauerte die Schlacht, die in einer Länge von 50 Kilometer begann. Am Ende des Ringens war die Schlachtlänge auf 100 Kilometer angewachsen. Das Ergebnis aber ist: panikartige Flucht des Kerns der französischen Streitkräfte auf den Festungsgürtel Toul—Epinal, um dort Stützpunkte zu erhalten. Das Ueberschreiten des Marnekanals aber bereitete erhebliche Schwierigkeiten, zumal die deutschen Streitkräfte keine Ruhe bei Tag und Nacht ließen. Die französischen Soldaten warfen Gewehre, Tornister, Säbel weg, um schnell vorwärts zu kommen. Der Anfang der Schlachtlinie wird durch die Orte Saarburg, Dieuze, Delme bezeichnet. Ein Schlachtfeld, das nahezu jeder deutsche Offizier aus den Kriegsspielen kennt, und auf dem er sich wie zu Hause bewegt. So konnte Schlag auf Schlag erfolgen. Der von den Franzosen besetzte Donon wurde im Sturm genommen. Eine Ortschaft nach der anderen fiel in deutsche Hände. Kein Rückzug war es mehr, sondern ein kopfloses Fliehen, von dem die französische Armee ergriffen wurde. Der seit Jahren gut vorbereitete Plan des Großen Generalstabes feiert so seine größten Triumphe. Hier in den Vogesen wollte er den Feind haben, und er hat ihn geschlagen. Vor mehreren Jahren hat der zuständige General mir als Berichterstatter mitgeteilt, welche französischen Truppenteile ins Oberelsaß einbrechen würden und wie lange man sie dort lassen werde: Es ist genau auf den Tag und Mann so gekommen, nur ist der Erfolg der deutschen Waffen noch größer, als man ihn in Rechnung gestellt hatte. Die deutschen Soldaten haben sich noch wackerer geschlagen, als man rechnen konnte. Beachtenswerte Mitteilungen werden weiter in der Korrespondenz über die Mörser des deutschen Heeres gemacht. Ihre Herstellung geschah unter schärfster Geheimhaltung, so daß selbst im Reiche wenige darüber unterrichtet waren. „Vor sechs Wochen weilte ich," sagt der Gewährsmann des Korrespondenten, „als Mitglied der Rüstungskommission in einer Munitionsfabrik und konnte feststellen, daß jede beliebige Anzahl von Geschossen und Hülsen für diesen Mörser in der kürzesten Zeit hergestellt werden kann. Diese Mörser besitzen eine ganz hervorragende Wirkungskraft." Aus den gleichen Mitteilungen ist zu entnehmen, daß die Eroberung von Lüttich früher erfolgte als im Plane des Generalstabes vorgesehen war.

Zwei Brüder gefallen.

Die Familie des Oberstleutnants und Kommandeurs Delius hat vor Lüttich zwei Angehörige verloren, den Leutnant Hans Joachim Delius und den Fahnenjunker Kurt Delius. Die Familie zeigt das mit den Worten an: „Begeistert zogen sie in den Krieg, als dessen erste Opfer sie Seite an Seite, wie sie im Leben stets gestanden, dahingerafft wurden. Sie waren unseres Herzens Freude und Sonnenschein, sie bleiben unser Stolz". Ein Sohn und der Vater befinden sich noch bei den Fahnen.

Erschießung eines Prinzen Arenberg als angeblicher Spion in Brüssel.

Berlin, 11. August. Der Jesuitenpater Täpper teilt der „Köln. Volkszeit." mit, daß 10 Deutsche am 8. August als angebliche Spione in Brüssel erschossen worden seien, darunter Prinz Prosper Arenberg, wahrscheinlich auch der seit 50 Jahren in Brüssel ansässige Augenarzt Dr. Tacke, Leibarzt des Grafen von Flandern. Prinz Prosper Arenberg ist der jüngste Bruder des Chefs des Hauses, des Herzogs Engelbert von Arenberg. Er wurde 1875 in Heverlé in Belgien geboren und lebte ständig in Brüssel. Seine Mutter, die betagte Herzogin Eleonore v. Arenberg, lebt ebenfalls dort.

— Der Backfisch. Hausfrau: Ja, der Haushalt verlangt von der Frau manche prosaische Beschäftigung, z. B. das Knöpfeannähen."

Backfisch: „Aber, nicht wahr, Mama, Uniformknöpfe anzunähen, ist eine hochpoetische Beschäftigung?"

— Berechtigter Zweifel. „Länger lasse ich mich nun nicht mehr hinhalten: entweder Sie bezahlen mich jetzt, oder ich gehe auf's Gericht."

„„Ja, glauben Sie denn, daß man Sie dort bezahlt?""

— Variante. „Nun hat Ihr Lehrling Fritz wohl bald ausgelernt?"

Meisterin: „Ja, ich lege jetzt nur noch die letzte Feile an seine Ausbildung."

Rundfahrt durch Belgien.

Nach dem Fall von Namur.

Berlin, 26. August. Der Kriegsberichterstatter Heinrich Binder berichtet über eine Autofahrt durch Belgien, die sich über 900 Kilometer erstreckte. Wir sind, so schreibt er, zunächst nach Lüttich mit allen der Westarmee zugeteilten Militärattachés gefahren. Am Montag mittag waren wir in Lüttich. Die Stadt ist jetzt von ungefähr einem deutschen Armeekorps besetzt, alle Briefkasten tragen die Aufschrift „Deutsche Feldpost". An allen Ecken trifft man Patrouillen, des Nachts leuchten überall Wachtfeuer, und um 7 Uhr ist alles geschlossen. Die Bewohner sind ruhig.

In Lüttich sind an allen Ecken Maueranschläge in deutscher, französischer und flämischer Sprache zu sehen, auch die deutschen Siegesdepeschen werden täglich dreisprachig angeklebt. Lüttich zeigt keine Verwüstungen mehr, nur was die Belgier selbst an Brücken gesprengt haben. Die Eisenbahnzüge mit Munition und Proviantkolonnen fahren heute schon bis Namur. Aus allen Transportzügen erschallen deutsche Gesänge und Hurras. Die Haltung der deutschen Mannschaften ist bewunderungswert.

Nach der Fahrt durch die ganze Stadt haben wir das Fort Loncin besichtigt. Wir sind durch das ganze zerstörte Fort gedrungen. In den Kasematten befanden sich viele belgische Franktireurs. Die Zerstörung ist furchtbar, wie es die Geschichte noch nicht gesehen hat. Ein Betonquaderblock vom Rauminhalt eines großen Zimmers ist in die Luft geflogen, dann wieder herunter und hat die Besatzung begraben. Es liegen noch 156 Tote unter den Trümmern. Die Aufräumungsarbeiten sind in vollem Gange. Ich traf Berliner Landwehrleute, die zur Bewachung dienen und guter Laune waren. Bei der Beschießung des Forts hatte die deutsche Artillerie keinen einzigen Versager. Man sieht keinen toten deutschen Soldaten mehr in den Forts und auf den Chausseen. General Léman ist bewußtlos gefangengenommen worden, er ließ das auch zu Protokoll geben, daß er bewußtlos gewesen sei. Durch die Kasematten führen 40 Steinstufen auf die Zitadelle. Ich konnte in den Wallgräben Stellen sehen, wo die deutschen Soldaten durch den Stacheldrahtzaun gedrungen und den Sturm unternommen hatten. Das Fort war völlig modern angelegt. Wir fuhren auch durch andere Forts.

Dann ging es nach Namur, wo wir gegen 4 Uhr eintrafen. Es war eine tollkühne Fahrt, da auf die Forts noch geschossen wurde und wir nicht wußten, ob sie schon genommen waren. Gerade vor unserer Ankunft waren die Belgier und Franzosen geflohen. Wir sahen auf den Chausseen unzählige weggeworfene Tornister derselben. Das erste Fort von Namur wurde bereits Montag morgens 7 Uhr 20 Minuten genommen. Um 7 Uhr 45 Minuten wehte darauf die deutsche Flagge. Unterwegs hatten wir schon die deutsche Flagge auf dem Fort Huy bemerkt, das malerisch etwa 100 Meter hoch liegt. Die Brücke über die Maas nach Namur ist gesprengt, unsere Pioniere bauen eine neue. Während von den noch nicht genommenen Forts die Geschütze über uns donnerten, kam singend ein Infanterieregiment herangezogen. Ueberall liegen deutsche Truppen im Biwak, die Bevölkerung ist unsicher.

Als wir an der Brücke standen, wurde gerade die gegenüberliegende Zitadelle eingenommen. Die Kavallerie zog ein und die deutsche Flagge ging auf der Zitadelle hoch. Auf der Rückfahrt trafen wir die ersten Verwundeten und Toten, die auf Wagen transportiert wurden. Namur wurde mit schweren Feldhaubitzen und Mörsern beschossen. Wir konnten hören, wie die Schüsse einschlugen. Alles ist verwundert über das deutsche Präzisionsschießen.

Ich traf später unterwegs Militärärzte, die voll Abscheu über die belgischen Greuel waren. Zwei Soldaten stellten sich tot und ermordeten dann Verwundete. So wurden in Schützengräben von deutschen Truppen 35 Simulanten gefunden, die nicht verwundet waren. Die Bevölkerung von Hauvenier, die den durchziehenden deutschen Soldaten Zigaretten schenkte, hatte einen kleinen Pulverstreifen zwischen den Tabak gelegt, der beim Anzünden der Zigaretten explodieren und den Deutschen die Augen fortreißen sollte. Ich habe Hunderte solcher Zigaretten selbst gesehen.

Bei eintretender Dunkelheit fuhren wir nach Lüttich zurück, mitten durch feindliche Bevölkerung. Um Mitternacht zogen wir in Lüttich in Bürgerquartiere ein. Ich schloß beide Türen meines Zimmers und ließ mich um 4 Uhr wecken. Um 4 Uhr stand der Besitzer des Hauses, ein belgischer Juwelier, im Zimmer und weckte mich. Er behauptete, die Türen seien geöffnet gewesen.

In der Nacht ging ein Zeppelin in westlicher Richtung über die Stadt und warf Leuchtkugeln aus, um 1 Uhr folgten Flieger. Nach 4 Uhr ging es zurück zum Hauptquartier. Auf unserer Fahrt sahen wir überall deutsche Feldküchen, deutsche Viehdepots und deutsche Wegemarkierungen. Die Organisation ist erstaunlich, so daß die fremden Militärattachés stets in Verwunderung waren. In allen Dörfern hält die Bevölkerung instinktiv die Hände hoch oder grüßt, wenn wir vorbeikommen.

* * *

Ein anderer Berliner Berichterstatter schreibt ferner aus dem Großen Hauptquartier über den Einzug deutscher Truppen in Namur: Wo die Gelegenheit günstig erscheint, läßt sich die belgische Zivilbevölkerung noch immer zu hinterlistigen Ueberfällen auf einzelne Soldaten oder Patrouillen hinreißen. Da, wo dies geschieht, lernte ich die vergeltenden Greuel des Krieges in ihrer fürchterlichsten Gestalt kennen. Aber gleich daneben, wo sich die Bewohner neutral verhalten hatten, waren die Häuser unberührt, und Männer und Frauen saßen unbehelligt und oft gemeinsam mit unsern Soldaten vor den Türen.

12,000 Flüchtlinge aus Antwerpen, von denen die Mehrzahl Deutsche sein sollen, sind über Hamont-Budel nach Holland gekommen. Wie aus dem Haag gemeldet wird, war die Linie Antwerpen — Hamont bisher nicht unterbrochen. Der Bürgermeister des Grenzortes Budel weilte die ganze Nacht bei den Grenzsoldaten und visitierte die Papiere von 500 deutschen Matrosen und Schiffsoffizieren, deren Schiffe in Antwerpen beschlagnahmt worden waren. In Budel wurde die Hälfte der Fabrikarbeiter entlassen. Meist sind es Deutsche. Andere erhielten nur 25 Prozent ihres Lohnes. Die dortige Fabrik hat ein Depot auf eine Frankfurter Bank in Höhe von einer Million, hat aber keinen Arbeiter bezahlen können. Auch andere Fabriken konnten nicht ablöhnen, weil kein Kleingeld vorhanden war. Jetzt werden sogenannte Kriegsscheine ausgegeben, die nur im Stadtkreise gelten, z. B. in Rotterdam. Die Postkarten aus Lüttich tragen einen deutschen über dem belgischen Stempel.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Damencombination mit hoher Taillenlinie. No. 1029.

Eine neue bequeme Schnittform, aus Hemd und Beinkleidern zusammengefügt, mit Rainsookstickerei oder Spitzen besetzt. Die Beinkleider sind mit dem Hemd durch hohe Taillenlinie verbunden, können aber für Normaltaille angefertigt werden. Batist, Lawn, Dimity, Cambric, Muslin,

Krepp oder Seide sind hierfür zu empfehlen. Das Muster ist in 3 Größen vorhanden: klein, mittel und extragroß. Es erfordert 3¾ Yard bei 36 Zoll Breite für mittlere Größe.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite. —

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....